

Elizabeth Lominska Johnson, Graham E. Johnson: A Chinese Melting Pot – Original People and Immigrants in Hong Kong’s First “New Town”

Hong Kong University Press, 2019. 218 S., 60 Abb., 70 USD

Rezension von Johannes Küchler

Kurzzeitbesucher von Hongkong kommen höchstens auf dem Weg zwischen Flughafen und Innenstadt in Kontakt mit Tsuen Wan, einem Vorort im Nordwesten von Kowloon mit mittlerweile fast 1 Million Einwohnern. „A Chinese Melting Pot“ ist zu lesen als eine Sozialgeschichte dieses einst peripheren Teilraums der Metropole Hongkong/Kowloon. Mit dem Zustrom von Flüchtlingen ab 1947 stellte sich die Frage nach der zukünftigen ökonomischen Basis der Kolonie. Die strategische Entscheidung fiel, politisch un gelenkt, durch Shanghaier Textilunternehmer. Deren Maschinen, bestellt im Vereinigten Königreich, wurden nicht mehr nach Shanghai, sondern nach Hongkong geliefert und bildeten im damaligen Fischerdorf Tsuen Wan den Grundstein für die folgende Industrialisierung.

Die Johnsons verfolgen diesen Wandel über den Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert. Als Absolventen der Cornell University verfügten sie über solide Kenntnisse des Kantonesischen, als sie jung verheiratet mit ihrem vier Monate alten Sohn 1968 in Hongkong eintrafen. Graham als Soziologe interessierte sich für den Strukturwandel des expandierenden Industriestandorts, der sich zunächst spontan, später teilweise geplant zur ersten *new town* der Kronkolonie mauserte. Elizabeth als *social anthropologist* konzentrierte sich innerhalb von Tsuen Wan auf das Hakka-Dorf Kwan Mun Hau als Relikt der vorindustriellen Agrargesellschaft. Die junge Familie fand eine Wohnung in diesem Dorf. So ergab sich – erleichtert durch den kleinen Sohn – nicht nur ein vertrauensvoller Kontakt als Grundlage für die Feldforschung, sondern eine bis heute andauernde persönliche und wissenschaftliche Verbindung mit Tsuen Wan. Das vorliegende Buch liefert so ein halbes Jahrhundert nach der ursprünglichen Untersuchung und nach wiederholten Aufhalten vor Ort in den Folgejahren eine vielschichtige Retrospektive.

Als in der Qing-Zeit die Wiederbesiedlung der Küste Chinas erlaubt wurde, waren es vor allem Hakka-Familien, die hier kleine Dörfer auf *lineage*-Basis gründeten und mit Feldbau und Fischerei ein karges Leben fristeten. Vor allem auf der Grundlage von Interviews mit alten Dorfbewohnerinnen kann Elizabeth die schweren Lebensbedingungen vor dem Krieg und während der japanischen Besatzung nachzeichnen. Anschaulich schildert sie den dann folgenden Einschnitt im Leben der Frauen, der sich mit dem Umstieg auf Lohnarbeit, Alphabetisierung und verbesserter Gesundheitsvorsorge ergab. Schlagartig sank die Geburtenrate und die Sterblichkeit der Mütter und Säuglinge. Die bisher eher marginalisierten Hakka-Familien befanden sich mit der Industrialisierung plötzlich in einer

privilegierten Position dank ihres Anteils am Grundeigentum. Als „Ureinwohner“ werden sie zwar mehr und mehr zur Minderheit unter der wachsenden Zahl der zuziehenden Industriearbeiter, bleiben aber materiell gut abgesichert. Es begegnet uns hier ein Vorläufer der später im Perlfussdelta häufigen „urban villages“.

Die Analyse von Elizabeth beschränkt sich aber nicht auf demografische Aspekte, sondern umfasst auch die ganze kulturelle Dimension, wie sie sich im Jahresgang der Feste, in der Wahrnehmung wichtiger familiärer Ereignisse wie Geburt, Hochzeit, Tod äußert. Der Bezug auf den gemeinsamen Ahnenschrein ist Grundlage solidarischen Handelns bei Notfällen, Krankheit und Tod. Die *lineage* bildet die erweiterte Familie.

Die staatlich unbeeinflusste Selbstorganisation der Gesellschaft in Vereinen (sog. *voluntary associations*) dient auf der nächst höheren Ebene, der jungen Industriestadt, dem gleichen Wunsch nach gemeinsamer Interessenvertretung und solidarischer Hilfe. Graham untersuchte 1968–1970 durch Interviews, teilnehmende Beobachtung und Aktenstudium 91 Vereine, die sich nach sozialem und ökonomischem Status, Berufszugehörigkeit, politischer Orientierung, Sprachgruppe und/ oder Herkunftsgebiet konstituierten. Ihre Bedeutung ergab sich aus der anfangs sprachlich-kulturellen Isoliertheit der Einwanderer, aber auch aus der Tatsache, dass die Kolonialregierung politisch, institutionell und mental nicht auf den plötzlichen Zustrom von Migranten vorbereitet war und erst zögerlich soziale Aufgaben im Bildungs- und Gesundheits- und Wohnungswesen übernahm.

So kommt das Autoren-Paar mit seinem Zwei-Ebenen-Ansatz – hier der ethnologische Blick auf die Familie(n) und ihre Mitglieder, dort der soziologische auf die Vielfalt der Einwanderergesellschaft – zu einem differenzierten Bild des Nebeneinanders von „Eingesessenen“ und Zugezogenen. Dem Wandel dieses Nebeneinanders widmen die Johnsons den letzten Teil ihres Buches: Eingebettet in eine Darstellung der jüngsten politischen Geschichte Hongkongs schildern sie den Übergang des einstigen Industriestandorts in ein attraktives Mittelklasse-Wohnquartier und die Herausbildung einer Hongkong-Identität unter den Nachgeborenen mit dem Kantonesischen als lingua franca. Unbeabsichtigt erweist sich das Buch als lesenswerte zeitgeschichtliche Analyse für das Verständnis der überraschenden Kraft, mit der die Gesellschaft Hongkongs ihre politischen Errungenschaften in der aktuellen Krise verteidigte. Zudem ist „A Chinese Melting Pot“ mit seiner ungewöhnlich persönlichen Note anregend für Nachwuchs-Wissenschaftlerinnen, die sich auf ihre eigene Feldforschung vorbereiten.

Johannes Küchler
China Center TU Berlin
kuechler@imup.tu-berlin.de